Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 77. Bromberg, den 24. Mai 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Uebersetzung von Margarete Jakobi.

Erstes Kapitel.

„Tom!“

Keine Antwort.

„Tom!“

Tiefes Schweigen.

„Wo der Junge nun wieder steckt, möcht' ich wissen. Du — Tom!“

Die alte Dame zog ihre Brille gegen die Nasenspitze herunter und starrte drüber weg im Zimmer herum, dann schob sie sie rasch wieder empor und spähte drunter her nach allen Seiten aus. Nun und nimmer würde sie dieselbe so entweiht haben, daß sie durch die geheiligten Gläser hindurch nach solchem geringfügigen Gegenstand geschaut hätte, wie ein kleiner Junge einer ist. War es doch ihre Staatsbrille, der Stolz ihres Herzens, welche sie sich nur der Zierde und Würde halber zugelegt, keineswegs zur Benutzung, — ebenso gut hätte sie durch ein paar Kochherdringe sehen können. Einen Moment lang schien sie verblüfft, da sie nichts entdecken konnte, dann ertönte wiederum ihre Stimme, nicht gerade ärgerlich, aber doch laut genug, um von der Umgebung, dem Zimmergerät nämlich, gehört zu werden: „Wart, wenn ich dich kriege, ich — —“

Sie beendete den Satz nicht, denn sie war inzwischen ans Bett heran getreten, unter welchem sie energisch mit dem Besen herumstöberte, was ihre ganze Kraft, all ihren Atem in Anspruch nahm. Trotz der Anstrengung förderte sie jedoch nichts zu Tage, als die alte Katze, die ob der Störung sehr entrüstet schien.

„So was wie den Jungen gibts nicht wieder!“

Sie trat unter die offene Haustüre und ließ den Blick über die Tomaten und Kartoffeln schweifen, welche den Garten vorstellten. Kein Tom zu sehen! Jetzt erhob sich ihre Stimme zu einem Schall, der für eine ziemlich beträchtliche Entfernung berechnet war:

„Holla — du — To — om!“

Ein schwaches Geräusch hinter ihr veranlaßte sie sich umzudrehen, und zwar eben noch zu rechter Zeit, um einen kleinen, schmächtigen Jungen mit raschem Griff am Zipfel seiner Jacke zu erwischen und eine offenbar geplante Flucht zu verhindern.

„Na, natürlich! An die Speisekammer hätte ich denken müssen! Was hast du drinnen wieder angestellt?“

„Nichts.“

„Nichts? Na, seh' mal einer! Betracht' mal deine Hände, he, und was klebt denn da um deinen Mund?“

„Das weiß ich doch nicht, Tante!“

„So, aber ich weiß es. Marmelade ist's, du Schlingel, und gar nichts anderes. Hab' ich dir nicht schon hundertmal gesagt, wenn du mir die nicht in Ruhe ließest, wollt' ich dich ordentlich gerben? Was? Hast du's vergessen? Reich' mir mal das Stöckchen da!“

Schon schwebte die Gerte in der Luft, die Gefahr war dringend.

„Himmel, sieh doch mal hinter dich, Tante!“

Die alte Dame fuhr herum, wie von der Tarantel gestochen und packte instinktiv ihre Röcke, um sie in Sicherheit zu bringen. Gleichzeitig war der Junge mit einem Satz aus ihrem Bereich, kletterte wie ein Eichkätzchen über den hohen Bretterzaun und war im nächsten Moment verschwunden. Tante Polly sah ihm einen Augenblick verdutzt, wortlos nach, dann brach sie in leises Lachen aus.

„Hol' den Jungen der und jener! Kann ich denn nie gescheit werden? Hat er mir nicht schon Streiche genug gespielt, daß ich mich endlich einmal vor ihm in acht nehmen könnte! Aber, wahr ist's, alte Narren sind die schlimmsten, die's gibt, und ein alter Pudel lernt keine neuen Kunststückchen mehr, heißt's schon im Sprichwort. Wie soll man aber auch wissen, was der Junge im Schild führt, wenn's jeden Tag was andres ist! Weiß der Bengel doch genau, wie weit er bei mir gehen kann, bis ich wild werde, und ebenso gut weiß er, daß, wenn er mich durch irgend einen Kniff dazu bringen kann, eine Minute zu zögern, ehe ich zuhaue, oder wenn ich gar lachen muß, es aus und vorbei ist mit den Prügeln. Weiß Gott, ich tu' meine Pflicht nicht an dem Jungen. „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es“, heißt's in der Bibel. Ich aber, ich — Sünde und Schande wird über uns kommen, über meinen Tom und mich, ich seh's voraus. Herr, du mein Gott, ich seh's kommen! Er steckt voller Satanspossen, aber, lieber Gott, er ist meiner toten Schwester einziger Junge und ich hab' nicht das Herz ihn zu hauen. Jedesmal, wenn ich ihn durchlasse, zwickt mich mein Gewissen ganz grimmig und hab' ich ihn einmal tüchtig vorgenommen, dann — ja dann will mir das alte, dumme Herz beinahe brechen. Ja, ja, der vom Weibe geborene Mensch ist arm und schwach, kurz nur währen seine Tage und sind voll Müh und Trübsal, so sagt die hl. Schrift und wahrhaftig, es ist so! Heut' wird sich der Bengel nun wohl nicht mehr blicken lassen, wird die Schule schwänzen, denk' ich, und ich werd' ihm wohl für morgen irgend eine Strafarbeit geben müssen. Ihn am Sonnabend,*) wenn alle Jungen frei haben, arbeiten zu lassen, ist fürchterlich hart, namentlich für Tom, der die Arbeit mehr scheut, als irgend was sonst, aber ich muß meine Pflicht tun an dem Jungen, wenigstens einigermaßen, ich muß, sonst bin ich sein Verderben!“

Tom, der, wie Tante Polly sehr richtig geraten, die Schule schwänzte, ließ sich am Nachmittag nicht mehr blicken, sondern trieb sich draußen herum und vergnügte sich königlich dabei. Gegen Abend erschien er dann wieder, kaum zur rechten Zeit vor dem Abendessen, um Jim, dem kleinen Niggerjungen, helfen zu können, das nötige Holz für den nächsten Tag klein zu machen. Dabei blieb ihm aber Zeit genug, Jim sein Abenteuer zu erzählen, während dieser neun Zehntel der Arbeit tat. Toms jüngerer Bruder, oder besser Halbbruder, Sid,**) hatte seinen Teil am Werke, das

---

*) In Amerika, sowie in England, ist stets der Sonnabend ein schulfreier Tag.

**) Abkürzung von Sidney.

Zusammenlesen der Holzspäne, schon besorgt. Er war ein fleißiger, ruhiger Junge, nicht so unbändig und abenteuerlustig wie Tom. Während dieser sich das Abendessen schmecken ließ und dazwischen bei günstiger Gelegenheit Zuckerstückchen stibizte, stellte Tante Polly ein, wie sie glaubte, äußerst schlaues und scharfes Kreuzverhör mit ihm an, um ihn zu verderbenbringenden Geständnissen zu verlocken. Wie so manche andere arglos-schlichte Seele glaubte sie an ihr Talent für die schwarze, geheimnisvolle Kunst der Diplomatie. Es war der stolzeste Traum ihres kindlichen Herzens, und die allerdurchsichtigsten kleinen Kniffe, deren sie sich bediente, schienen ihr wahre Wunder an Schlauheit und List. So fragte sie jetzt:

„Tom, es war wohl ziemlich warm in der Schule?"

„Ja, Tante."

„Sehr warm, nicht?"

„Ja, Tante."

„Hast du nicht Lust gehabt schwimmen zu gehen?"

Wie ein warnender Blitz durchzuckte es Tom, — hatte sie Verdacht? Er suchte in ihrem Gesichte zu lesen, das verriet nichts. So sagte er:

„N—nein, Tante — das heißt nicht viel."

Die alte Dame streckte die Hand nach Toms Hemdkragen aus, befühlte den und meinte:

„Jetzt ist dir's doch nicht mehr zu warm, oder?"

Und dabei bildete sie sich ein, bildete sich wirklich und wahrhaftig ein, sie habe den trockenen Zustand besagten Hemdes entdeckt, ohne daß eine menschliche Seele ahne, worauf sie ziele. Tom aber wußte genau, woher der Wind wehte, so kam er der mutmaßlich nächsten Wendung zuvor.

„Ein paar von uns haben die Köpfe unter die Pumpe gehalten — meiner ist noch naß, sieh!"

Tante Polly empfand es sehr unangenehm, daß sie diesen belastenden Beweis übersehen und sich so im voraus aus dem Felde hatte schlagen lassen. Ihr kam eine neue Eingebung.

„Tom, du hast doch wohl nicht deinen Hemdkragen abnehmen müssen, den ich dir angenäht habe, um dir auf den Kopf pumpen zu lassen, oder? Knöpfe doch mal deine Jacke auf!"

Aus Toms Antlitz war jede Spur von Sorge verschwunden. Er öffnete die Jacke, der Kragen war fest und sicher angenäht.

„Daß dich! Na, mach' dich fort. Ich hätte Gift drauf genommen, daß du heut' mittag schwimmen gegangen bist. Wollen's gut sein lassen. Dir geht's diesmal wie der verbrühten Katze, du bist besser, als du aussiehst — aber nur diesmal, Tom, nur diesmal!"

Halb war's ihr leid, daß alle ihre angewandte Schlauheit so ganz umsonst gewesen, und halb freute sie sich, daß Tom doch einmal wenigstens, gleichsam unversehens, in den Gehorsam hinein gestolpert war.

Da sagte Sidney:

„Ja aber, Tante, hast du denn den Kragen mit schwarzem Zwirn aufgenäht?"

„Schwarz? Nein, er war weiß, so viel ich mich erinnere, Tom!"

Tom aber wartete das Ende der Unterredung nicht ab. Wie der Wind war er an der Türe, rief beim Abgehen Sid noch ein freundliches „wart', das sollst du mir büßen" zu und war verschwunden.

An sicherem Orte untersuchte er drauf zwei eingefädelte Nähnadeln, die er in das Futter seiner Jacke gesteckt trug, die eine mit weißem, die andere mit schwarzem Zwirn, und brummte vor sich hin:

„Sie hätt's nie gemerkt, wenn's der dumme Kerl, der Sid, nicht verraten hätte. Zum Kuckuck! Einmal nimmt sie weißen und einmal schwarzen Zwirn, wer kann das behalten. Aber Sid soll seine Keile schon kriegen; der soll mir nur kommen!"

Tom war mit nichten der Musterjunge seines Heimatortes, — es gab aber einen solchen und Tom kannte und verabscheute ihn rechtschaffen.

Zwei Minuten später, oder in noch kürzerer Zeit, hatte er alle seine Sorgen vergessen. Nicht, daß sie weniger schwer waren oder weniger auf ihm lasteten, wie eines Mannes Sorgen auf eines Mannes Schultern, nein, durchaus nicht, aber ein neues mächtiges Interesse zog seine Gedanken ab, gerade wie ein Mann die alte Last und Not in der Erregung eines neuen Unternehmens vergessen kann. Dieses starke und mächtige Interesse war eine eben errungene, neue Methode im Pfeifen, die ihm ein befreundeter Nigger kürzlich beigebracht hatte, und die er nun ungestört üben wollte. Die Kunst bestand darin, daß man einen hellen, schmetternden Vogeltriller hervorzubringen sucht, indem man in kurzen Zwischenpausen während des Pfeifens mit der Zunge den Gaumen berührt. Wer von den Lesern jemals ein Junge gewesen ist, wird genau wissen, was ich meine. Tom hatte sich mit Fleiß und Aufmerksamkeit das Ding baldigst zu eigen gemacht und schritt nun die Hauptstraße hinunter, den Mund voll tönenden Wohllauts, die Seele voll stolzer Genugtuung. Ihm war ungefähr zumute, wie einem Astronomen, der einen neuen Stern entdeckt hat, doch glaube ich kaum, daß die Freude des glücklichen Entdeckers der seinen an Größe, Tiefe und ungetrübter Reinheit gleichkommt.

Die Sommerabende waren lang. Noch war's nicht dunkel geworden. Toms Pfeifen verstummte plötzlich. Ein Fremder stand vor ihm, ein Junge, nur vielleicht einen Zoll größer als er selbst. Die Erscheinung eines Fremden irgendwelchen Alters oder Geschlechtes war ein Ereignis in dem armen, kleinen Städtchen St. Petersburg. Und dieser Junge war noch dazu sauber gekleidet, — sauber gekleidet an einem Wochentage! Das war einfach geradezu unfaßlich, überwältigend! Seine Mütze war ein niedliches, zierliches Ding, seine dunkelblaue, dicht zugeknöpfte Tuchjacke nett und tadellos: auch die Hosen waren ohne Flecken. Schuhe hatte er an, Schuhe, und es war doch heute erst Freitag, noch zwei ganze Tage bis zum Sonntag! Um den Hals trug er ein seidenes Tuch geschlungen. Er hatte so etwas Zivilisiertes, so etwas Städtisches an sich, das Tom in die innerste Seele schnitt. Je mehr er dieses Wunder von Eleganz anstarrte, je mehr er die Nase rümpfte über den „erbärmlichen Schwindel", wie er sich innerlich ausdrückte, desto schäbiger und ruppiger dünkte ihm seine eigene Ausstattung. Keiner der Jungen sprach. Wenn der eine sich bewegte, bewegte sich auch der andere, aber immer nur seitwärts im Kreise herum. So standen sie einander gegenüber, Angesicht zu Angesicht, Auge in Auge. Schließlich sagt Tom:

„Ich kann dich unterkriegen!"

„Probier's einmal!"

„J — ja, ich kann."

„Nein, du kannst nicht."

„Und doch!"

„Und doch nicht!"

„Ich kann's."

„Du kannst's nicht."

„Kann's."

„Kannst's nicht."

Ungemütliche Pause. Dann fängt Tom wieder an:

„Wie heißt du?"

„Geht dich nichts an."

„Will dir schon zeigen, daß mich's angeht."

„Nun, so zeig's doch."

„Wenn du noch viel sagst, tu' ich's."

„Viel — viel — viel! Da! Nun komm 'ran!"

„Ach, du hältst dich wohl für furchtbar gescheit, gelt, du? Du Putzaff'! Ich könnt' dich ja unterkriegen mit einer Hand, auf den Rücken gebunden, — wenn ich nur wollt'!"

„Na, warum tust du's denn nicht? Du sagst's doch immer nur!"

„Wart, ich tu's, wenn du dich mausig machst!"

„Ja, ja, sagen kann das jeder, aber tun — tun ist was anders."

„Aff' du! Gelt du meinst, du seist was Rechtes? — Puh, was für ein Hut!"

„Guck' wo anders hin, wenn er dir nicht gefällt. Schlag' ihn doch runter! Der aber, der 's tut, wird den Himmel für 'ne Baßgeig' ansehen!"

„Lügner, Prahlhans!"

„Selber!"

„Maulheld! Gelt du willst dir die Hände schonen?"

„Oh — geh' heim!"

„Wart, wenn du noch mehr von deinem Blödsinn verzapfst, so nehm' ich einen Stein und schmeiß ihn dir an deinem Kopf entzwei."

„Ei, natürlich, — schmeiß nur!"

„Ja, ich tu's!"

„Na, warum denn nicht gleich? Warum wartst du denn noch? Warum tust du 's nicht? Ätsch, du hast Angst!"

„Ich hab' keine Angst."

„Doch, doch!"

„Nein, ich hab' keine."

„Du hast welche!"

Erneute Pause, verstärktes Anstarren und langsames Umkreisen. Plötzlich stehen sie Schulter an Schulter. Tom sagt:

„Mach' dich weg von hier!"

„Mach' dich selber weg!"

„Ich nicht!"

„Ich gewiß nicht!"

So stehen sie nun fest gegeneinander gepreßt, jeder als Stütze ein Bein im Winkel vor sich gegen den Boden stemmend, und schieben, stoßen und drängen sich gegenseitig mit aller Gewalt, einander mit wutschnaubenden, haßerfüllten Augen anstarrend. Keiner aber vermag dem andern einen Vorteil abzugewinnen. Nachdem sie so schweigend gerungen, bis beide ganz heiß und glühendrot geworden, lassen

sie wie auf Verabredung langsam und vorsichtig nach und Tom sagt:

„Du bist ein Feigling und ein Aff' dazu. Ich sag's meinem großen Bruder, der haut dich mit seinem kleinen Finger krumm und lahm, wart nur!"

„Was liegt mir an deinem großen Bruder! Meiner ist noch viel größer, wenn der ihn nur anbläst, fliegt er über den Zaun, ohne daß er weiß wie!" (Beide Brüder existierten nur in der Einbildung.)

„Das ist gelogen!"

„Was weißt denn du?"

Tom zieht nun mit seiner großen Zehe eine Linie in den Staub und sagt:

„Da spring' rüber und ich hau dich, daß du deinen Vater nicht von einem Kirchturm unterscheiden kannst!"

Der neue Junge springt sofort, ohne sich zu besinnen, hinüber und ruft:

„Jetzt komm endlich 'ran und tu's und hau', aber prahl' nicht länger!"

„Reiz' mich nicht, nimm dich in acht!"

„Na, nun mach aber, jetzt bin ich's müde! Warum kommst du nicht!"

„Weiß Gott, jetzt tu' ich's für zwei Pfennig!"

Flink zieht der fremde Junge zwei Pfennige aus der Tasche und hält sie Tom herausfordernd unter die Nase.

Tom schlägt sie zu Boden.

Im nächsten Moment wälzen sich die Jungen fest umschlungen im Staube, krallen einander wie Katzen, reißen und zerren sich an den Haaren und Kleidern, bläuen und zerkratzen sich die Gesichter und Nasen und bedecken sich mit Schmutz und Ruhm. Nach ein paar Minuten etwa nimmt der sich wälzende Klumpen Gestalt an und in dem Staub des Kampfes wird Tom sichtbar, der rittlings auf dem neuen Jungen sitzt und denselben mit den Fäusten bearbeitet.

„Schrei „genug"," mahnt er.

Der Junge ringt nur stumm, sich zu befreien, er weint vor Zorn und Wut.

„Schrei „genug"," mahnt Tom noch einmal und drischt lustig weiter.

Endlich stößt der Fremde ein halb ersticktes „genug" hervor, Tom läßt ihn alsbald los und sagt: „Jetzt hast du's, das nächstemal paß' auf, mit wem du anbindst!"

Der fremde Junge rannte heulend davon, sich den Staub von den Kleidern klopfend. Gelegentlich sah er sich um, ballte wütend die Faust und drohte, was er Tom alles tun wolle, „wenn er ihn wieder erwische". Tom antwortete darauf nur mit Hohngelächter und machte sich, wonnetrunken ob der vollbrachten Heldentat, in entgegengesetzter Richtung auf. Sobald er aber den Rücken gewandt hatte, hob der besiegte Junge einen Stein, schleuderte ihn Tom nach und traf ihn gerade zwischen den Schultern, dann gab er schleunigst Fersengeld und lief davon wie ein Hase. Tom wandte sich und setzte hinter dem Verräter her, bis zu dessen Hause, wodurch er herausfand, wo dieser wohnte. Er pflanzte sich vor das Gitter hin und forderte den Feind auf, heraus zu kommen und den Streit aufzunehmen, der aber weigerte sich und schnitt ihm nur Grimassen durch das Fenster. Endlich kam die Mutter des Feindes zum Vorschein, schalt Tom einen bösen, ungezogenen, gemeinen Buben und hieß ihn sich fort machen. Tom trollte sich also, brummte aber, er wollte es dem Affen schon noch zeigen.

Erst sehr spät kam er nach Hause und als er vorsichtig zum Fenster hinein klettern wollte, stieß er auf einen Hinterhalt in Gestalt der Tante. Als diese dann den Zustand seiner Kleider gewahrte, gedieh ihr Entschluß, seinen freien Sonnabend in einen Sträflingstag bei harter Arbeit zu verwandeln, zu eiserner Festigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Fahrt.

Skizze von Alfred Sauer-Bremen.

Ich drängte mich mit meinem Gepäck durch den Seitengang des Oldenburger Wagens des Nachtschnellzuges, der mich nach Bremen bringen sollte.

Eine weite Fahrt lag schon hinter mir und ich war müde geworden. Zum Überdruß hatte ich in dem bereits besetzten Wagen keinen Sitzplatz mehr bekommen und stand nun im Gang.

Gelangweilt musterte ich meine Mitreisenden, sah hinaus in die Nacht und lauschte dem Sang der Räder unter mir.

Da lenkte ein starkes Räuspern meine Aufmerksamkeit auf das mir gegenüberliegende Abteil. Gehüstelt hatte dort schon immer jemand, aber diesmal war es gewesen, als ob jemand röchele. Ich versuchte, drinnen etwas zu erkennen, vermochte es aber nicht, weil alles in Dunkel gehüllt war. Zudem war eine Seite des Abteils durch den Vorhang verdeckt.

Ich lauschte eine Weile, aber es wiederholte sich nur immer wieder dieses Husten.

„Ob da wohl noch Platz sein wird", dachte ich plötzlich und schob auch schon die Türe zurück.

Drinnen schlief alles.

Ich wunderte mich, daß das Abteil so schwach besetzt war, und um niemanden zu wecken, nahm ich stillschweigend dort Platz. Die Koffer ließ ich im Gang stehen.

Eine heiße Luft schlug mir entgegen.

Ich achtete ihrer nicht und meine ganze Aufmerksamkeit nahm die mir schräg gegenüberliegende Ecke in Anspruch, aus der noch immer das Hüsteln klang. Bei der herrschenden Dunkelheit konnte ich nur erkennen, daß dort ein Mädel kauerte. —

Mir wurde unbehaglich zumute. Immer mehr begann ich jetzt auch die Hitze zu empfinden, die in dem engen Raume herrschte. Die stickige Luft verursachte mir Kopfschmerzen und benahm meine Sinne.

Das Husten der offenbar schwer Kranken hörte ich nur mehr aus weiter Ferne, und schließlich mußte ich eingeschlafen sein.

Da schien sich das Mädel aufzurichten. Geheimnisvolle Lichtstrahlen schienen von allen Seiten einzudringen und auf jene Ecke zu zielen, aus der der Husten wieder stärker vernehmbar wurde ... Nun ähnelte er wieder mehr dem Röcheln, das ich eben vernommen hatte ...

Aus dem Dun[illegible]b sich nun ein blasses, hageres Mädchenantlitz und ein paar große Augen schauten mich unverwandt an. Lilienweiße, dürre Ärmchen zogen den Mantel enger um ihre Schultern.

Ich war ganz im Banne ihrer Augen, die plötzlich einen unbeschreiblichen Ausdruck annahmen. Da schien sie einen neuen Anfall zu bekommen. Ich vermeine wieder das Röcheln zu vernehmen, und dann ... was war das? ... ein roter Schaum kräuselte sich vor ihrem Munde ... oder waren es nur ihre seltsam roten Lippen? Ein roter, schmaler Streifen zog sich an ihrem Kinn herunter ... Blut? — ich griff nach meinem Kragen, um mir Luft zu verschaffen, denn ich meinte ersticken zu müssen; da verzog sie ihren Mund zu einem Lächeln, oder war es eine Grimasse?

... „Sie stirbt, sie stirbt", wollte ich rufen, wollte aufspringen, hinaus auf den Gang, aber nicht einen Laut konnte ich hervorbringen und ich war unfähig, mich zu bewegen.

Mit Gewalt wandte ich mich ab und zwang mich, zum Fenster hinauszusehen .... gräßlicher Spuk ... da grinste der Tod; hinter ihm flohen die Schatten der durchbrausten Landschaft. Er zeigte seine leuchtenden Zähne und lachte dem Mädel zu — — sie lachte zurück, als ob sie sagen wollte, „ich komme" ... sie sank vornüber an seine Brust ... ich mußte immerfort hinsehen, konnte mich nicht abwenden.

Mir war, als ob ich ganz allein wäre mit den beiden Toten, und wir sausten durch einen unendlichen Raum. Jedes selbständige Fühlen und Denken in mir schien erloschen.

Plötzlich ein Ruck. Ich wachte auf. Draußen Lichterfülle, die mein Auge blendete.

„Hannover", hörte ich rufen.

Ich war wie zerschlagen und mußte mich erst wieder besinnen, wo ich eigentlich war.

Erleichtert wollte ich aufatmen, da durchfuhr mich ein Schreck. War mein Traum etwa Wirklichkeit? Unmöglich, aber ... träumte ich immer noch? ... da war ja der Totenkopf vor dem Fenster und die kleine Kranke lag an ...

Ich sah genau zu, und nun, wie sonderbar: da lag auf dem Klapptisch vor dem Fenster eine lose zusammengeknüllte Zeitung, und daneben lehnte das Mädel, den Kopf in ihre schmalen, blassen Hände gestützt.

Das war also mein ganzes Spukgesicht!

Ein Zeitungsfetzen und die friedlich schlafende Kleine, die endlich einmal aufgehört hatte zu hüsteln.

Ärgerlich über mich selbst, nahm ich die Zeitung, ballte sie ganz zusammen und warf sie unter meinen Sitz. Dann sah ich mich im Abteil um. Die Mitreisenden schliefen noch immer. — Und nun wartete ich auf das Erwachen meiner Kleinen, an deren Geschick ich so regen Anteil nahm. —

Der Zug brauste durch die Ebene und brachte uns unserem gemeinsamen Ziel immer näher, denn auch sie wollte nach Bremen, was ich aus der Marke des Norddeutschen Lloyd ersah, die ich im ersten Licht des jungen Tages an ihrem Mantel erkannte.

Die Schleier der Nacht begannen sich mehr und mehr zu lichten. Gegen den frühen Morgen erwachte sie und wir kamen ins Gespräch. Ich erfuhr, daß sie aus Zürich unterwegs sei und nach Buenos-Aires wolle. Ihr Onkel hatte sie eingeladen und dort wollte sie für immer bleiben, weil sie glaubte, in Südamerika von ihrem Leiden loszukommen.

„Ich scheide gerne von Europa, — es geht ja in eine bessere Welt“, sagte sie mir. „Ich bin so froh“, und dabei hatte sie wieder ihr seltsam leidvergrämtes Lachen, das ich schon kannte.

Unwillkürlich mußte ich an meinen Traum denken und die Lust an einer Unterhaltung verging mir gänzlich.

Ein beklemmendes Gefühl begann wieder von mir Besitz zu ergreifen. Ich saß eine Weile ruhig, dann ging ich hinaus, um nach meinen Koffern zu sehen und mich für Bremen fertig zu machen. — — —

Als ich zurückkam, waren Mitreisende um meine Züricherin beschäftigt. Auf Anordnung eines hinzugekommenen Arztes hatte man sie auf die Bank gebettet, wo sie nun ihren letzten Schlaf schlief.

Sie hatte das Fenster öffnen wollen, hatte aber nicht Kraft genug gehabt und sich jedenfalls überanstrengt. Der Arzt hatte nur den Tod durch innere Blutung feststellen können.

Meinem Blick bot sich das gleiche Bild, wie ich es im Traum gesehen hatte.

Erschüttert wandte ich mich ab, aber ob ich meine Augen schloß oder ob ich in den jungen Tag hinaussah, stets schwebte das bleiche Antlitz mit dem Streifen Blut vor meinem Blick.

Immer wieder mußte ich mir ihre Worte wiederholen: „Es geht ja in eine bessere Welt . . .“

Wie bald hatte sie die Reise ins Jenseits angetreten; es war wohl so am besten für sie.

Heimat für Heimatlose.

Ein neues Asyl für die Ärmsten der Armen.

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

(Nachdruck verboten.)

Nur wer einmal ein Asyl für Obdachlose gesehen hat, kann sich ungefähr eine Vorstellung machen, was es heißt, keinen Flecken zu haben, den man sein Eigen nennen, nicht zu wissen, wo man sein Haupt hinlegen, keinen Pfennig zu besitzen, mit dem man sein Dasein fristen kann. Und doch nächtigen im Berliner Asyl Nacht für Nacht fünftausend Obdachlose. 5000 Menschen, das ist die Bevölkerung eines kleinen Landstädtchens. Gewiß sind viele verdorbene Elemente darunter, manche Unverbesserliche, aber die meisten von ihnen suchen kein Almosen, suchen Arbeit, wollen nicht Verachtung, sondern Liebe, schreien nach einem Menschen, der ihnen hilft.

Solche Menschen gibt's, einer von ihnen ist Pastor Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld, der jetzt rings um Berlin mehrere Heime für Heimatlose errichtet und noch errichten wird. Das größte ist Hoffnungstal bei Bernau, eine Anstalt für Männer. Ihrer 13 000 sind bisher dort aufgenommen worden, und mehr als 5000 von ihnen wurde Arbeitsgelegenheit verschafft, Tausenden wieder auf den rechten Weg, zurück in geordnete Familienverhältnisse geholfen. Das Heim hat 500 Betten, aber das ist natürlich lange nicht genug, wenn allen geholfen werden soll.

Da hat jetzt die Stadt Berlin bei Storkow in der Mark ein ihr gehöriges Gelände zur Verfügung gestellt, auf dem ein neues Heim, Reichenwalde, entstehen soll. Für 150 Männer bietet es Unterkommen, die in den weiten Obstplantagen reichlich Arbeit finden. Sie bleiben dort, bis anderweitig Beschäftigung für sie gefunden wird, und wer nicht mehr zu schwerer Arbeit zu gebrauchen ist, bleibt dort, wo er ein Bett und Brot bis an sein Ende hat. Auch für Mädchen und Frauen wird gesorgt, für sie ist in Erkner bei Berlin das Frauenheim „Gottesschutz“ erbaut worden, das noch sehr klein ist (30 Betten), aber erweitert werden wird.

Natürlich können sich diese Heime nicht selbst erhalten, sondern sind auf dauernde Unterstützung angewiesen, aber es ist doch erstaunlich, was diese Menschen, deren einziger Verdienst der Bettel, deren Hauptnahrung der Schnaps war, unter rechtlicher Leitung noch zu leisten imstande sind. Große Flächen Sumpflandes sind melioriert, um Humus zur Veredelung des märkischen Sandbodens zu gewinnen, 400 Morgen Ödland wurden kultiviert, viele tausend Obstbäume gepflanzt, große Gemüsegärten angelegt. 60 Prozent der Gesamtunkosten werden selbst erarbeitet, das ist sehr, sehr viel. In eigenen Werkstätten wird geschustert, geschlossert und geflickt, und jedem Mann täglich 50 Pf. Arbeitslohn gutgeschrieben. Die einen verbrauchen es für persönliche Wünsche aller Art, die anderen legen es zurück, um sich einen Fond zu neuem wirtschaftlichem Aufstieg zu schaffen. Und was geschieht mit den ganz Alten, die überhaupt keine Hand zur Arbeit mehr heben können, und mit den Kindern?, wird man fragen. Auch für sie wird gesorgt. Dicht bei Hoffnungstal entsteht zurzeit eine neue Kolonie Lobetal, die aus einem Altersheim für Männer und Frauen und aus einem Kinderheim für erholungsbedürftige Berliner Kinder besteht. Die Anstalten sind alle idyllisch gelegen, sauber gehalten und in jeder Beziehung für heimatlose Menschen geradezu ideale Heimstätten. Leider gibt's nur viel zu wenig von ihnen. M. F.



Bunte Chronik



* **Die Erfurter Illumination zu Napoleons Geburtstag 1808.** Eine Leserin erzählt uns: Mein Großvater war ein kleiner Knabe, als im Jahre 1808 das damals unter französischer Herrschaft schmachtende Erfurt den Befehl erhielt, daß am 15. August, dem 39. Geburtstage Napoleons, jedes Haus festlich illuminiert werden solle. Eine Unterlassung dieses Befehls sollte streng bestraft werden. So hatte es die französische Kommandantur der verängstigten Bevölkerung Erfurts bekannt geben lassen. Der Abend des 15. August kam heran; hinter jedem Fenster standen Lichtchen, aber nur wenige Menschen durchzogen die Straßen, der festlichen Beleuchtung ihre Bewunderung zu zollen, sie saßen still und verbittert in ihren Häusern. Da auf einmal drängten sich Leute vor dem Hause des Kaufmanns Kern in der Neuen Straße zusammen und starrten staunend nach dem oberen Stockwerk empor. Dort war ein großes Transparent angebracht, auf dem mit weithin leuchtenden großen Buchstaben stand: Z. W. A. N. G. (also „Zwang“). Immer mehr Menschen kamen, immer größer wurde das Gedränge vor dem Hause des Kaufmanns in der Neuen Straße. Schließlich trieben französische Soldaten die Leute schimpfend und drohend von dem so seltsam geschmückten Hause hinweg. Am anderen Morgen wurde der Kaufmann Kern zur Kommandantur geholt und ihm die strengste Strafe wegen seines ungeheuren Frevels angedroht. Still hörte er alles an und sagte dann seelenruhig: „Was wollen die Herren von mir? Ich konnte doch nicht den ganzen Satz an meinem Hause anbringen, ich mußte ihn abkürzen. Die punktierten Buchstaben sollen heißen: „Zur Weihe an Napoleons Geburtstag.“

*

* **Eine Kinder-Verleihanstalt.** Auf der Insel Hawai müssen ganz merkwürdige Zustände herrschen. Dort wird nämlich unglaublich viel gestohlen und geschmuggelt. Passiert anderswo auch. Gewiß, aber die Eingeborenen haben herausgefunden, daß man vor Gericht viel nachsichtiger beurteilt, viel weniger hart bestraft wird, wenn man nachweist, daß man für eine große Familie zu sorgen hat. Auch in anderen Ländern werden in diesem Falle oft mildernde Umstände zugestanden. Schön, doch die schlauen Hawaien sind auf eine feine Idee gekommen: sie pumpen sich Kinder! Eine große Familie dauernd unterhalten zu müssen, ist unbequem und kostspielig, aber einige Kinder wenige Tage bei sich aufnehmen, ganz angenehm, wenn dadurch die Strafe geringer ausfällt. Hat also einer was ausgefressen, leiht er sich schnell fünf, sechs Kinder, drei hat er wohl selbst, und jammert dann dem Gerichtshof vor, daß man eigentlich stehlen müsse, wenn man für eine Frau und acht kleine Würmer zu sorgen habe. Und das Gericht, dem die Tatsache der zehnköpfigen Familie bestätigt wird, hat Mitleid mit dem Armen und merkt nicht, daß die Kinder im Alter oft nur drei, vier Monate auseinander sind. Natürlich hat sich ein ganz Schlauer die Konjunktur zunutze gemacht und eine Kinderverleihanstalt eröffnet. Die Zöglinge werden pro Stück und Stunde für 50 Cents verliehen und sollen stark gefragt sein.



Lustige Rundschau



* **Klasseneinteilung.** Zwei Bekannte sind so zeitig zu einem Vortragsabend gekommen, daß sie noch Platz in der ersten Reihe bekommen haben. Plötzlich kommt ein Herr mit einem Stuhl und setzt sich gerade vor den einen jungen Mann. „Du,“ raunt ihm der andere zu, „das würde ich mir nicht gefallen lassen, daß der sich gerade bei dir vorsetzt.“ „Da kann ich nichts machen,“ flüstert der erstere, „das ist nämlich mein Vorgesetzter.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.